

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 80

Posen, den 7. April 1929.

3. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart.

O du Heimatflur!

Roman von Johannes Höffner.

(7. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Gottfriede antwortete: „Das ist doch unsere Brennerei, Vater.“ Als er dann aber zum zweiten- und drittenmal dasselbe fragte, stand sie auf und ging auf den Boden. Auf der Apselkammer, wo sie niemand sah, stand sie am Giebel Fenster und weinte. Wenn der Vater so gesund werden sollte, kindisch und ohne Verstand — es war zuviel, was auf ihre Seele gelegt ward. Hinten zwischen den Bäumen ging dunkel der Bach. Wer will sagen, wohin der Mensch getrieben wird und wo er zur Ruhe kommt? Neben ihr raschelte es. Ein Mäuschen saß auf einer Renette und sah sie mit den schwarzen, glänzenden Augen neugierig an. Was war es, daß ihr das Herz auf einmal leichter wurde? Wer schickte ihr diese kleine unvernünftige Kreatur in diesem Augenblick?

*

Müller Schmidt stand und glupte so recht schief in den Zylinder, wie er das Mehl schüttelte und durch die seidene Gaze stäubte und in den Sack rinnen ließ, so weich und sanft, aber er war nicht bei seiner Mülerei.

Seit jenem Abend, da er auf dem Heimwege vom Krüge dem Pastor begegnet war und hatte die Kirchhofspforte kreischen hören und des Todes Knöchel an seinem Herzen gefühlt, das doch so groß und stark war wie ein Ochsenherz, trieben ihn allerhand Gedanken um. Wie ein Tag hinter sinnig und wecken ihn auch oft in der Nacht, und das Schüttern des Hauses und das Rummeln der Mählsteine und das Klappern der Zapfen bekam eine Sprache, vor der er selbst schüttelte und bebte und in Schweiß troff, wie die Lager der Radwelle von Del. Denn er hatte das Leben lieb und wollte seines Leibes gern pflegen bis ins achtzigste und neunzigste Jahr, und wenn es möglich wäre, noch länger. Es war ihm fauer geworden, und die ausgepöchte Kehle war ihm trocken wie Rauchsleisch um Johanni, aber die Lust am Wirtshaus hatte er sich vergehen lassen und dem Schnaps entsagt.

Die Müllerin hatte diese Umwandlung des Mannes erst mit Staunen, dann mit Freude, aber schließlich mit Grauen wahrgenommen, schüttelte sich am Herdfeuer, wenn sie ihm des Abends die verlangte scharfe Buttermilchsuppe kochte, und sagte zu der Magd: „Korlin, id glöw, he hädd wat sehn.“

Und damit hatte sie in mancher Beziehung recht. Denn der Müller sah in der Tat allerlei, was er vordem nicht gesehen hatte, und womit sein Gewissen ihn ängstigte. Und wie er jetzt in den seidenen Zylinder schielte, den Mund schief nach unten gezogen und die dicke Unterlippe vorgeschoben, sah er das Mehl dahingehen wie die große Herde fetter, weißer Schweine, die er mit fremdem Gut gemästet hatte. Der Mühlknecht schüttelte neu auf und pfiff sich ein lustiges Soldatenlied, der Müller aber schlug sich mit seinem Gewissen herum, und so sehr er sich auch wand und drehte, das Gewissen stand immer vor ihm und griente ihn an: „Nee, oll

Müller Schmidt, Rieselforn wär dat nich, dat wär schiere Gerst. Heit dat lief un recht doon? Segg mi dat eis!“ Das Räderwerk klapperte und tobte, aber die Rede ging lauter. Der Müller zog den Mund immer schief und krampfte die fetten Hände in den Taschen. „Hull forts din Maul. Wat hestu mi alljümmer to pisaden.“ Aber das Gewissen setzte ihm zu, daß es ihm so leid ward, als hätte er es mit Löffeln gegessen. Er gab sich einen Ruck, schrie durch das Gestampfe dem Gesellen zu: „Id heww en Gang“ und stapfte zur Treppe nach unten wie ein frischbeschlagenes Pferd.

Er setzte sich auf das Bett und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann nahm er aus dem eichenen Schrank den Sonntagsanzug. Als er fertig war, holte er hinten aus dem Glasspind eine Tasse mit Geld; zwei Goldstücke waren darin und fünf Taler. Damit wollte er sein Gewissen zur Ruhe bringen. Für die Mission oder sonst einen frommen Zweck wollte er es ins Pfarrhaus tragen.

Lange wog er das Geld in der Hand, zog die Nase kraus und kratzte sich unschlüssig den Kopf. Dann tat er die Goldstücke wieder in die blaue und rote Tasse und steckte die fünf Taler ein. „Dit's vör de Hand naug. Trst mal sehn, of dat nu beter ward.“ Die Frau kam aus der Küche, wuschte die Hände an der Schürze ab und riß die Augen auf. „Wat kümmt di an?“ Er aber sagte mit einer groben und abschneidenden Stimme aus dem Magen heraus: „Id heww en Gang.“

Als er aus der Tür ging, rief sie ihm durch die Spalte nach: „Löw man, wennehr du mi hüt bedubelt na Hus kümmt. Dann will id di dat wisen.“ Im Grunde ihres Herzens aber wünschte sie, daß er wieder einmal käme wie früher, denn es mochte wohl wahr sein, was man im Dorf sagte: „Wenn ein sich so verännert as oll Müller Schmidt, dann belevt hei nicht mehr all to lang.“

Als der Mühlknecht durch die Giebelluke über dem Rade den Herrn ins Dorf marschieren sah, schüttelte er auf bis oben an, rückte zwei Mehlsäcke zurecht und legte sich schlafen. Der schwarze Kater kam aus der Ecke, sprang ihm auf den Bauch und streckte sich aus, so lang er war. Der Knecht schnarchte, der Kater schnurrte, die Mühle klapperte, und es war auf dem Boden wie im Märchen.

Tischler Hoffmeister kam die Straße herauf und karrte eine Wiege zu dem Büdner Marokte auf Henkenhagen-Abbau, denn da sollte der Schwan kommen. Seine Gedanken trieben sich auf den bunten Gefilden der schönen und abenteuerlichen Geschichte vom Kaiser Johannes um, und indem er des festlich gekleideten Müllers ansichtig wurde, setzte er die Karre nieder, nahm eine heldenhafte Haltung an und fragte, das Hochdeutsch geizert aus der Gurgel unter dem Adamsapfel holend: „Wohin des Weges, Herr Nachbar?“ Müller Schmidt aber ging starr und steif an ihm vorbei und antwortete abwesend und gewichtig durch die Zähne: „Id heww en Gang.“ und hielt die Taler in der Tasche fest, daß sie nicht klingelten. Der Tischler zog verbrießlich die Mundwinkel nach unten, daß die schwarzen Stoppeln auf der Oberlippe standen, als wären sie von Draht, spuckte in die Hände, hob die Karre auf und schimpfte bei sich selbst: „De oll Firk! Wat schmitt hei de Näs to Höcht!“

Doch bald war er wieder bei seiner Geschichte und hatte Mühe, die Wiege im Gleichgewicht zu halten.

Vor dem Krüge stand Peter Böß, hatte die Hände in die Seite gestemmt und sah nach Gästen aus. Denn es war ein benauter Tag, und Thaddäus Wreszinsky, der drinnen hinter einem Axtel Bittern saß, machte den Kohl nicht fett. Der war ein Filz, hielt seine Groschen fest, schimpfte auf die schlechten Zeiten und wartete auf die Bauern, daß sie ihm spendierten.

Als Peter Böß den dicken Müller daherkommen sah, rief er sich die Hände und rief ihm schon von weitem zu: „Du blüst mi äwerst en rar Gast woaren! Kumm, spräk in un spöl di dat Mähl man wedder ut den Schlung.“

Dem Müller zuckte es in allen Gliedern. Die Kehle wurde ihm trocken, und er schluckte, als stäche ihn die Zucksonne. Aber er stampfte geradeaus und schüttelte mit dem Kopf: „Id heww en Gang.“ Peter Böß ließ nicht locker. Er kriegte ihn am Arm und wandte ihn zur Tür. „Ach wat, de Dag is lang, un de Sünne steiht boomhog. Nu man los, jümmer de Näs lang. Nu hestu all nog an de Stutenweef. Bi dat drög Sitten kann ein to Nase waren.“ Müller Schmidts guter Wille stand auf der Kante. „Hestu bi mi all Schöttelwater freegen?“ Er hielt es aber umgekehrt wie auf der Hochzeit zu Rana. Er gab seinen Gästen zuerst den guten Wein, und nachher, wenn alles toll über boll gina, goß er die Reigen zusammen. Noch einmal sagte der Müller: „Id heww en Gang,“ aber dann, als ihm aus der Tür der langentbehrte Schenkenduft in die Nase stieg, ging er ihm nach wie das Pferd dem Zücker. Peter Böß griente hinter ihm her, daß er ihn so leicht in sein Nest gekriegt hatte, komplimentierte ihn an den Tisch, schlug den Hahnen ins Faß, und der Müller hieb auf die weißgeschauerte Platte, rief nach dem Glas und bullerte lachend heraus: „Id war den Düwel usen Breesster mit n krummen Arm kamen. Hier sitt id und hier bliew id! Böß, schenk in!“

Das Bier schäumte, der Müller schlürfte wie ein Pferd im Ault und krabbelte nach den Talern in der Tasche. Thaddäus Wreszinsky dienernte sich herbei, zog dem Müller das Seelchen über die Ohren und ließ sich den billionen Trunk schmecken. „Is sich Bier nich Schnaps aber in Kopp geht auch.“

Inspektor Olbötter machte auf dem Hof die Abendrunde. Hinter dem Speicher auf einer umgestülpten Mistkarre saß Hinrik Sewentritt, der Ochsenknecht hatte Hedken, die Köchin, auf dem Schoß, knutschte sie und strich ihr die Wangen, und den beiden war so heiß wie den Schafen vor dem Gewitter.

Hinrik Sewentritt fühlte und gratifizierte sie an „Hedken, min Hart, du blüst as en Quabb un söter as Rasbeern upen Rasbeerenbom, dat id dei anbieten möt.“

Sie drängte sich noch dichter an ihn heran, daß ihr der Odem rein weglieb. „Hinrik, r: Himmels willen, dat segg id di, bring mi nich int Unglück. Süst möt id ins Water gahn, hinner de Brück, wot so kufelt,“ und das Herz schlug ihr bis in den Hals.

Der Knecht griff ihr unter das Kinn. „Hedken, id bün en ihrlich Minsch.“ Sie zuckte auf und wollte davon. Aber ihr Hinrik hielt sie am Rocksaum fest. „Blüst du mall worn? Wat kümmt di an?“

Der Inspektor ging vorbei und drohte mit der Reitpeitsche. „Na, Sewentritt, dat Mäken hatt dat woll mächtig hilt int Kloster, wo twee Poor Lüffeln vört Bedd stahn.“ Und die Köchin hielt sich die Hand vor die Augen. „Dit belew id nich. Id schäm mi in min Abder un Bloed.“ Aber bald sah sie wieder an ihrem alten Platz.

Olbötter knöpfte den Rock auf. Die Brust wurde ihm so eng, und in seinem Herzen war es, als sollte da etwas aufbrechen, was längst vernarbt war, und wie er in sein Zimmer kam, schien es ihm einsam und kalt, und es bullerte doch in dem Ofen ein lustiges Feuer, und

Herkules kam ihm entgegen und leckte ihm die Hand, und die Lampe beleuchtete eine bescheldene Junggesellen-gemütlichkeit.

Nun stellte er die Langschäftigen zum Trocknen an den Ofen, zog die knappe, rotgefütterte Lederjace an, knöpfte die Priße an den Reithofen auf, stopfte sich die Pfeife und wollte die Zeitung lesen. Indem ging die Haustür; Herkules schlug an. Hann Käsebieter, der Müllerknecht, klabasterte ins Zimmer. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn und der Odem war ihm knapp.

„Na, Hann, wo brinnt dat?“

Er schluckte ein paarmal und holte Luft und stotterte ganz verstört heraus: „De Breesster — mi schickt de Breesster. De bi den gnädigen Herrn is, de Süster, de schall upstuns bi us kamen. In de Möl. Den Möller heit dat ornlich begriesmull; he liggt up den Mölenbön un kann nich wedder to sik silwilt kamen. He wull tüschen den Glind trupen, un da hädd em de Well — de Well hädd em umwültert, üm un üm. Et bukzte, dat de Bön drönte. Hand un Foot hädd he sid verwirrt, un em blödd as en Swin. He kann sich driesst swalttern; un duhn is hei ook. Un use swarte Kater, de is ook hen. De kām unner em to ligger. Den hädd hei tot drückt. En beten Oden is noch in em, äwerst nich mehr veel.“

Das Wasser stieg ihm in die Augen um den Kater nicht weniger als um den Müller. Denn er hatte ihn großgezogen und abgerichtet und hatte ihn lieb wie einen Menschen. Und wie der Inspektor mit der Hand winkte und sagte: „Das knackt woll, aber es bricht nicht,“ bezog er das in der Hauptsache auf das Tier. „Möglich, Katten schubben sich so wat aff.“

Er stierte auf den Boden, schnurhelle und jann mit Anstrengung nach. Plötzlich fuhr er hoch. „So, nu möt id wedder trügg. Id schall den Dokter holen. Jeppeln!“ Damit war er aus der Tür.

Der Inspektor stellte die Pfeife in die Ecke und fluchte bei sich selbst, daß ihm die gemütlüche Abendstunde verdorben war und er noch einmal hinaus mußte. Aber da war nichts zu fluchen und zu besinnen. Da war Not am Mann. Er fuhr in die Stiefel, die erst von einer Seite ein wenig warm und trocken geworden waren, zog die Glauschjace über das sämische Leder, zündete die rundbauchige Stallaterne an und holte die Schwester, die soeben den Kranken zu Bett gebracht hatte.

Als er dann neben ihr die Dorfstraße hinunterging, ihr auf den Weg leuchtete, dicht über dem Boden, daß sie in kein Pölsen und keinen Tümpel träte, und der kleine Fuß prall in dem derben Schuh unter dem Rocksaum vorwippte und mit der Spitze nach der trockenen Stelle tastete und hin und wieder unter dem dunkeln Dachsaum etwas Weißes schimmerte, und die Schwester lachte, wenn sie doch einmal in eine Lache trat und der Schmutz das Glas der Laterne sprengte, segnete er den ersten Saussack in der Mühle, daß er ihm zu solchem Abendspaziergang verholfen hatte. Es kribbelte ihm in den Adern, und sein Herz hüpfte wie damals, da er sie aus der Stadt brachte und neben ihr auf dem Erbsenstrohsack saß, wie ihre unruhigen Füße in der Pelztasche sich regten und raschelten und ihr warmer Atem wie ein Frühlingswind an seiner Wange vorbeistrich. Ihm war, als würde er wieder jung, und es ging ihm durch und durch, wenn der Wind die Spitze ihres schwarzen Umhangs ihm ins Gesicht wehte. Das war, als streichelte ihn eine weiche Hand. Er kränzte in seiner Erinnerung nach schönen Worten, mit denen er eine angemessene Unterhaltung hätte anfangen können, denn mit einer Schwester mußte man eine besondere Sprache führen, aber es wollte ihm nichts über die Lippen, und er wurde rot und verlegen wie Herr von Coceji im Reichstag, als er seine Jungferrede über die Bucherblume hielt und den Anfangssatz: Meine Herren, die Bucherblume, so lange wiederholte, bis die Rede die gehörige Länge erreicht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine ausgezeichnete Gelegenheit.

Von Hans Wildgrube.

„Also . . . Sie haben meine Perlenkette gefunden?“ fragte Herr Simpeter und hob dem netten jungen Mann einen bequemen Sessel zu.

Der nette junge Mann nickte mit dem Kopf und sagte: „Ja, wohl!“ Legte seine gelben Handschuhe schwungvoll auf den Schreibtisch und brachte die sorgsam geordneten Bleistifte ein wenig durcheinander. Aber Herr Simpeter sah es diesmal nicht.

„Erzählen Sie doch, wo haben Sie die Perlen gefunden?“ Herr Simpeter öffnete eine Zigarettenschatulle, ritz eine neue Zigarettenpackung auf, der junge nette Mann griff ohne weiteres zu und räusperte sich ein bißchen. Herr Simpeter gab Feuer. Wie glücklich war er wegen des gefundenen Kolliers!

Der nette junge Mann räusperte sich wieder.

„Um es genau zu schildern . . .“ begann er nachdenklich.

„Zu schildern, bitte!“ wiederholte gespannt Herr Simpeter.

„Es war auf dem Marktplatz. Das heißt, nicht ganz auf dem Marktplatz. Ich kam eben aus der Gerechtigkeitsskalle. Sie wissen.“

„Gerechtigkeitsskalle, natürlich weiß ich!“

„Sie wissen, da steht ein Zigarrengeschäft, nicht wahr, und genau vor diesem Geschäft, sehen Sie, da . . .“

„Ganden Sie die Kette! Dacht ich's mir doch!“

„Nein! Vor dem Geschäft fällt mir plötzlich ein, daß ich ohne Geld von zu Hause weg bin. Ich mache also sofort kehrt, nicht wahr?“

„Kehrt, bitte.“

„Ja, und eile zurück. Das heißt, ich will den Weg abkürzen, es war schon spät, ich habe doch keine Zeit mehr, nicht wahr? Ich biege in die Jasmirgottthelfestraße ein. Sie wissen . . .“

„Jasmirgottthelfestraße, natürlich weiß ich . . .“

„Sehen Sie, und da, nee, es ist zu komisch, da hängt die Perlenkette, diese Perlenkette, nee, Sie werden es nicht glauben, ich will wahrhaftig nicht lügen, da hängt sie an einem . . .“

„Türschwelle, Türschwelle!“ fiel Herr Simpeter ein.

„Nee!“ machte der andere lachend, „an 'ner Türschwelle kann sie doch nicht hängen, aber an einem Wasserhydranten! Was—ser—hy—dran—ten. Was sagen Sie, ist das nicht komisch?“

„Fürchtbar drollig! Wenn mir das ein Freund erzählen würde, wo manchmal die Dinger hin verschwinden.“

Der nette junge Mann räusperte sich wieder vernehmlich.

„Herr . . .“

„Karpfen!“ stellte sich der junge Mann vor und erhob sich etwas.

„Also, Herr Karpfen, ein Gläschen Wein, ein Rikörchen, mit was darf ich dienen? Sie werden mir doch keinen Korb geben!“

„Oh, ich danke. Ich trinke selten. Aber wenn Sie schon wollen, ich bin so frei, ein Gläschen Whisky. Black and White, ja!“

„Ich freue mich doch so, Herr Karpfen, ein ehrlicher Funder in diesen Zeiten. So was! Whisky, nein, leider. Aber warten Sie, ein echtes Schwarzwälder Kirchwasser, so, hm!“

Er beeilte sich, das echte Schwarzwälder zu holen. Er öffnete ein Kästchen. Dabei warf er noch einmal einen Blick in die Zeitung auf die Annonce, ob etwas von einem Funderlohn darin stünde. Aber es stand nur die Anzeige des Fundes darin.

„Mein Gott, Frauen, wissen Sie, Frauen, ich sage Ihnen, sie verlieren alle schönen Dinge, man kauft sie ihnen nur, damit sie's verlieren, das heißt kaufen, diesmal ist es bloß ein Andenken, wissen Sie!“

Sie stießen an. „Fabelhaft, aber schon fabelhaft!“ sagte der nette junge Mann, schob das leere Glas über den Tisch und griff wieder in die Zigarettenschatulle.

Herr Simpeter goß nach.

„Trinken Sie doch, bitte trinken Sie! Ein ehrlicher Funder in diesen Zeiten!“

Der ehrliche, nette, junge Mann trank ein zweites und ein drittes Schwarzwälder Kirchwasser. Wöllich wurde er ernst.

„Wegen der Kette, sind Sie mir nicht böse, aber ich muß Sie doch um eine kleine Beschreibung bitten. Ich will mir nichts zuschulden kommen lassen, verstehen Sie?“

„Da haben Sie ganz recht, natürlich. Es ist eine ganz normale Kette, nur in der Mitte, hm — da sitzt eine größere Perle, eine ganz große. Es ist eben ein Andenken meiner Frau von ihrer Großtante, also ihr Stüd, ich kenne daher das Kollier. Warten Sie mal, vielleicht ist meine Frau . . .“

„Nicht notwendig, mein Herr, Beschreibung genügt mir vollständig. Es kann nur Ihre Kette sein. Das Kirchwasser, das Sie da haben, fabelhaft, fabelhaft, könnten Sie mir nicht das Geschäft . . .“

Herr Simpeter schenkte ein. Der nette, junge Mann trank das Glas leer und öffnete langsam die lederne Tasche, trankte ein wenig darin herum und zog dann ein Paket, in weiße Seide gewickelt, hervor.

„Ah, das war die Kette. Schön, wertvoll. Dieser Schimmer, ganz leicht rosenrot angehaucht. Herr Simpeter nahm sie mit raschen Händen, seufzte erleichtert auf und ließ die Perlen durch die Hand gleiten. Dann sagte er rasch: . . .“

„Der Funderlohn, Herr Karpfen?“

„Ich bin so froh, die Kette wieder . . . Wir werden keinen Richter brauchen.“

„Natürlich, also sagen wir fünfzig . . .“

Bei dem Worte fünfzig hatte der nette junge Mann die Kette rasch ergriffen, eingewickelt und in der Tasche verschwinden lassen. „Ich werde doch lieber auf das polizeiliche Fundbüro . . .“

„Was Polizei . . . was Fundbüro, die Sache ist sehr einfach. Sie sind ein Idealist, Herr Karpfen. Also, sagen wir hundert Mark. Das Kollier ist ja, unter uns gesagt, nichts wert, bloß ein Andenken, die Großtante, Sie verstehen . . .“

„Oh, schämen Sie sich nicht wegen Ihres Reichums. Der Juwelier, dem ich das Kollier zur Schätzung vorlegte, sagte . . .“

„Ich gebe Ihnen also zweihundert, damit die Sache glatt . . . wie?“ In Gottesnamen, Herr Karpfen, also dreihundert Mark, aber nicht nen Piennig darüber. Ich bin ein guter Kerl und laß mir den Spaß was kosten. Und Sie sind ein redlicher Funder, ein Idealist (und ob er einer ist, dachte er sich insgeheim), Ihre schöne Tugend soll belohnt werden.“

„Der Juwelier . . .“

„Weiß ich, weiß ich, also dreihundert Mark und noch 'n Gläschen Riksch!“

Herr Karpfen, der aufgestanden war, setzte sich wieder gemächlich nieder, nahm sich eine neue Zigarette und sah zu, wie Herr Simpeter das Geld auf den Tisch zählte. „Fünfzig,“ sagte er laut, „hundert, hundertfünfzig, zweihundert, zweihundertfünfzig, dreihundert! Soo!“

„Und die Annonce, verehrter Herr?“ fragte der nette junge Mann, „ist doch aus meinem Sack, ein Pappenstiel für das gefundene Prachtstüd!“

„Verflucht!“ brummte Herr Simpeter.

„Macht drei Mark und fünfzig.“

Herr Simpeter zählte auch diese Summe bar auf den Tisch. Herr Karpfen zählte nach, holte die Perlenkette aus der Tasche, ohne Seide, überreichte sie dem Herrn Simpeter und ging.

Unter dem Haustor blieb der nette junge Mann ein wenig stehen, öffnete die lederne Tasche, packte die echte Perlenkette wieder sorgfältig in die weiße Seide und meinte schmunzelnd: „Glück gehabt, mein Junge! Das letzte Stüd! Daß doch die Dummen nicht alle werden!“

Pfiff sich eins und war bald verschwunden.

*

Indessen freute sich Herr Simpeter ungemein.

Händerelb . . . „Sizierte er vor dem Kollier auf und ab, legte es in eine . . .“ prüfte es, ordnete es und schloß dann den samtgefütt . . .

„Meine . . . wird Augen machen! Ein fabelhafter Kauf! Für dreihundertunddrei Mark und fünfzig Piennige eine echte Perlenkette! Schätzungspreis fünftausend Emchen! Nee, daß die Dämlichen nicht alle werden!“

*

Seine Frau machte Augen.

Es war das erstemal, daß sich ihr Herr Gemahl so generös zeigte und eine Perlenkette von solcher Größe kaufte. Er legte sie persönlich um ihren Hals und bekam einen überaus liebevollen Blick.

Das war ein schöner Abend.

Am nächsten Tage gab es einen Krach in der Familie Simpeter.

Frau Simpeter war natürlich, kaum hatten die Geschäfte ihre Adventür geöffnet, noch vor dem Marktgang zu einem Juwelier geeilt. Sie mußte doch ihren Freundinnen gegenüber ein wenig paradien können. Sie hatte ein sehr hübsches Kleid an und schritt stolz wie eine Königin. Ah, wer von ihren Bekannten hatte ein ähnliches. Nicht einmal die Frau Geheimrat!

Und sie öffnete die Tür und tauchte in den Laden. Welche Frau wurde so rasch eine Dame mit dem Benehmen einer MilliardärsGattin? Welche Frau hatte über Nacht solch ein fürstliches Gebahren?

Seltam, Frau Simpeter kam als keine MilliardärsGattin aus dem Laden. Sie drückte die Tür ins Schloß ohne fürstliche Geste und eilte, das Kettchen in der Tasche versteckt, eine gewöhnliche nette Frau, rasch nach Hause.

Schweigend legte sie das Kollier auf den Tisch.

„Nanu?“ fragte Herr Simpeter verwundert.

„Nanu?“ kam das weibliche Echo. „Behalte dir das schöne Kollier. Lieber keinen als miserablen, falschen Schmuck. Keine fünfzig Mark wert!“

Hoho, wollte er aufbrausen, aber sie kam ihm zuvor.

„Von wem hast du sie?“

„Von einem ehrlichen, idealistischen, jungen, netten Mann, von einem gewissen Karpfen. Schmuck kauft man nur unter der Hand.“

„Damit man reinkauft! Dein netter junger Karpfen war ein Hecht, mein Lieber!“

„Der Schmuck war echt!“

„Vielleicht der andere, aber dieser nicht. Es wäre gut, wenn du die Zeitungen gründlich lesen würdest, damit du nicht wieder einem netten jungen Mann aufstößt, der auf diese Art die glänzendsten Geschäfte macht!“

„Ein fabelhafter Kauf, ein famoses Geschäft!“ fiel es Herrn Simpeter ein, „und dreihundertunddrei Mark und fünfzig Piennige.“

nig und eine halbe Flasche echten Schwarzwälder Kirsch und Zigaretten... nee!"

„Dah doch die Dummen nicht alle werden!“ hörte Herr Sim-peter seine Frau unter der Tür sagen. Dann entschwand sie ihm und war an diesem Tag von einer unbestechlichen Zurückgezogen-heit ihrem Gatten gegenüber.

Schule und Beruf.

Der Prinz von Wales wünscht einen Plan zu verwirklichen, demzufolge der spätere höhere Kaufmann schon von Kindheit an in der Schule auf seinen kommenden Beruf vorbereitet wird. Im September soll die erste Schule dieser Art eröffnet werden, und zwar hat der Staat für dieses Projekt ein altes Schloß in Nord-wales aus der Zeit der Königin Anna zur Verfügung gestellt, das von einem ausgedehnten Park umgeben ist. Es sind erste Lehr-kräfte an die Schule berufen worden, die Anzahl der Schüler be-trägt 450, und zwar Schüler vom 10. bis 19. Lebensjahr. Das Motto der Schule ist: „Wollt Ihr Männer sein, so werdet stark.“ Die Schüler erhalten Unterricht in allen Gebieten des Handels und der Industrie, der Technik und Landwirtschaft; besonderer Wert wird selbstverständlich auf die Kenntnis fremder Sprachen gelegt.

Was kostet Amerika?

In Genua werden die Urkunden und Lohnlisten der Expe-dition des Christoph Columbus, die zur Entdeckung der „Neuen Welt“ führten, aufbewahrt; dort entdeckte sie kürzlich ein ameri-kanischer Statistiker, der eine Berechnung der Unkosten aufstellte, die die Entdeckung Amerikas verursachte. Die Kosten der Expe-dition betragen insgesamt 2000 Dollar. — Das sind die Kosten die zur Entdeckung des neuen Kontinents führten, den Wert dieser Entdeckung aber auszurechnen, dürfte selbst einem ameri-kanischen Statistiker nicht gelingen.

Die fortschrittlichen Frauen von Samarkand.

Eine Engländerin, die kürzlich Gelegenheit hatte, Samarkand, die romantische Stadt Turkestans, zu besuchen, erzählt interessante Einzelheiten über die auch in jenen konservativen Gegenden Asiens sich ausbreitende Emanzipation der Frauen. Nach ihrer Schilderung arbeiten die Frauen der dortigen Gegend mit großer Energie an ihrer Befreiung vom orientalischen Zwange. Schon jetzt wird der Schleier nicht mehr getragen. Wertwürdigerweise hängt die in weiten Kreisen überhandnehmende freiere Gesinnung zum großen Teile mit der Entstehung der neuen Fabriken zu-sammen. Der turkestanischen Damenwelt erscheinen die Fabriken und ihr Einfluß auf die allgemeine Anschauung des Landes als überaus segensreich für ihre persönlichen Emanzipationsbestre-bungen. Neue entstehende Nieder handeln von Fabrik- und Maschinenwesen, die neuen Tänze versuchen den Rhythmus der Motoren und Maschinen nachzuahmen, in den Schulen werden den Kindern neue Reigenspiele beigebracht, die oft sehr bezeich-nende Titel, wie „Der elektrische Funke“, „Das Telephon“ usw., führen.

Die für ihre Befreiung wirkenden Frauen haben es nicht leicht, ja oftmals drohen ihnen von Anhängern der alten, dumpfen Landesitten die größten persönlichen Gefahren. Kürz-lich wurde eine Frau, die öffentlich gegen die Institution der Kinderehe, gegen Vielweiberei usw. protestiert hatte, von ihrem eigenen Gatten lebendig verbrannt, eine andere, die als Agita-torin von Samarkand in ein nahe gelegenes Dorf gegangen war, wurde zu Tode geprügelt. Aber all das vermag die gewaltige Freiheitsbewegung, die seit einigen Jahren auch die östliche Frauenwelt ergriffen hat, auf die Dauer nicht aufzuhalten.

Erhöhte Feuersicherheit durch Stahlholz.

Die zahlreichen großen Brandkatastrophen der letzten Jahre haben die Technik in ihren Bemühungen nicht ruhen lassen, neue Mittel ausfindig zu machen, die einen wesentlich höheren Brand-schutz gewährleisten. Die behördlichen Stellen, denen die Ueber-wachung der Sicherheit auf diesem Gebiete anvertraut ist, wirken ihrerseits mit aller Macht darauf hin, daß alle Neuerungen, die zur Erhöhung der Feuersicherheit von der Technik herausgebracht werden, möglichst auch zur Anwendung kommen. Man ist sich klar darüber, daß eines der bisherigen größten Gefahrenmomente die übermäßige Verwendung von Holz war, ein Material, das na-mentlich bei Großbauten die allerschlimmsten Gefahren herauf-beschwören mußte. Zwei der größten deutschen Konzerne haben nunmehr eine glückliche Kombination von Stahl und Holz her-ausgebracht, die einerseits sich die außerordentlichen Vorzüge des Stahls dienstbar macht und andererseits eine der besten Eigen-schaften des Holzes mitzuverwerten sucht. Der Innenaussattung von Büro- und Verkaufsräumen gibt die Holzverkleidung zwei-fellos eine wohlthuende, anheimelnde Wärme, während unerklei-deter Stahl kalt und unter Umständen auch recht unfreundlich wirkt. Das jetzt erfundene Stahlholz beruht auf dem Verfahren, Stahl mit Hilfe der Photographie mit naturgetreuer Holzmaße-rung zu versehen, so daß Stahlmöbel nunmehr von Holzmöbeln rein äußerlich nicht mehr zu unterscheiden sind. Auch auf die Innenaussattung von Verkehrsmitteln aller Art läßt sich das neue Verfahren vortrefflich anwenden.

Aus unserem Raritätenkasten.

683.

Ein Gutachten der spanischen Universität Salamanca erklärte im Jahre 1760 die Reinigung der durch Unrat beinahe ungang-bar gewordenen Straßen von Madrid für gesundheitschädlich.

684.

Bei einem Turnier in Neuz erstikten im Jahre 1241 durch Staub und Hitze 60 Ritter.

685.

Der Walpurgis- und Hexenabergglaube hat im Mittelalter grauenhafte Früchte getragen. Man schrieb die angeblichen Fähigkeiten der „Hexen“, Uebernatürliches zu vollbringen, ihrem Bündnis mit dem Teufel zu, und wenn irgendwo ein Unglück geschah, dessen Ursache nicht offen zutage lag, war man schnell bereit, sie irgendeinem Weibe, das der „Hexerei“ verdächtigt wurde, aufzuladen. Am ärgsten wüteten die Hexenprozesse in Deutschland von 1550—1680. Da ließ Bischof Philipp von Würz-burg (1623—31) in 42 Bränden 900 „Hexen“ und Bischof Johann Georg II. von Bamberg und dessen Nachfolger 600 verbrennen. Im Stifte Fulda verbrannte der Hexenrichter Nuh in zwei Jahren (1603—05) über 250 Menschen und der sächsische Hexen-richter Carppow (gestorben 1666) soll beinahe 20 000 Todesurteile unterzeichnet haben. Die letzte Hexenverbrennung kam 1749 in Würzburg, 1775 in Rempten, 1782 in Glarus und 1793 in Posen vor. Der Staat New-Jersey in Amerika kann sich allerdings noch heute rühmen, ein in Kraft befindliches Hexengesetz zu be-zielen. Noch vor wenigen Jahren hat eine Frau gegen eine andere Angehörige des zarten Geschlechts unter Berufung auf das Hexengesetz „Anklage wegen ihrer stehenden Augen“ erhoben.

686.

„Kinematographie“ bedeutet wörtlich: die Kunst, Bewegun-gen aufzuschreiben, zu fixieren. „Kinema“, der altgriechische Aus-druck für „Bewegung“, ist von Ampere in die Sprache der Technik aufgenommen.

687.

Die Radiumvorräte der Erde werden auf 425 Gramm ge-schätzt.

688.

Die Haltbarkeit eines Kupferdaches ist mindestens 300 Jahre, während das Zinkblech schon in zwanzig Jahren verbraucht ist.

689.

Ein Bienenvolk besteht in normalem Zustand aus 600 bis 1000 Drohnen, der Königin und 20 000—30 000 Arbeitsbienen.

690.

Der Mensch atmet an einem Tage 900 Gramm Kohlen säure, worin etwa 1/2 Pfund Kohle enthalten ist.

691.

Das Wort Milreis, die Rechnungseinheit der Währungen von Portugal und Brasilien, bedeutet tausend Reis.

692.

Das Haar des Menschen setzt sich aus sechs verschiedenen Schichten zusammen.

693.

Die roten Blutkörperchen im menschlichen Blut geben dem-selben die Farbe; sie enthalten das Hämoglobin, das für die Atmung bedeutsam ist. Männer haben in einem Kubikmeter 5 Millionen, Frauen 4 1/2 Millionen rote Blutkörperchen.

694.

Das Casino in Monte Carlo wurde 1861 auf Anregung des damaligen Fürsten Carlo von Monaco erbaut. Es gehört einer Gesellschaft, die für die vertraglich gesicherte Spielfonzession die Zivilliste des Fürsten bestreitet.

695.

Die Menge des Schweißes, die ein menschlicher Körper aus-dunstet, beträgt für gewöhnlich 600—800 Gramm in 24 Stunden.

696.

Das Krokodilweibchen legt bis 100 Eier, jedes etwa so groß wie ein Gansel. Die Krokodile gehören auch zu den Tieren, die ihre Jungen fressen.

697.

88 000 Tonnen Rohkakaos wurden 1924 nach Deutschland ein-geführt. Im Jahre 1871, dem Gründungsjahre des Deutschen Reiches, wurden nur 1784 Tonnen eingeführt.

698.

Der Rübenzucker ist eine Erfindung des deutschen Chemikers Marggraf von 1747.

699.

Die Neuportker rechnen mit einem jährlichen Zuwachs von 200 000 Menschen, so daß in drei oder vier Jahrzehnten die Stadt an 20 Millionen Einwohner zählen dürfte.

Fröhliche Ecke.

Bauernantwort. Ein Bauer sah das neugekaufte Pferd eines Nachbarn und meinte, daß es ihm etwas fürchtam vorkäme. „D nein“, war die Antwort, „fürchtam ist es gar nicht; es steht schon drei Nächte allein im Stall.“

Schlechte Konjunktur. „Wie geht's Geschäft?“ „Schlecht. Jetzt loosen noch nich mal mehr die Kunden, die imma schuldig bleiben.“